

Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 6 (1950)
Heft: 10

Artikel: Über den Hexameter in der deutschen Sprache
Autor: Schmid, Aug.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-420185>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

SprachSpiegel

Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins

Weinmonat 1950

6. Jahrg. Nr. 10

34. Jahrgang der „Mitteilungen“

Über den Hexameter in der deutschen Sprache

Iſcht no gär nöd so lang, ſo leſi imene Heftli, Perner reded ſo g'lehrt; fascht chönnt mer meine, ſie wäred Griechen allmetenand ond heramered wie ame Schnüerli, daß der Dichter Homer gad niidig wör, wenn er no lebtii. To ſie pentamered öppedie au, ond gär nöd ſo öbel. (Diftiche ſeit mene denn, dene zemeglismete Spröche.) Aber was fäged er au! Es ſind nöd Perner älei no, wo's äjo chönd, au Zörcher ond Basler ond erscht no Zanggaller, ali dörs Band i de Schwiz, ond überem Rhi ſogar t'Schwobe. 's heiſt, Alemanne ſeied mer drom. Eng'lehrte Professor z'Karlsrueh one, de Hebel, het lang ſcho derigs lo trogge. — Wemmer ſi d'Müeh wött ne, i dene Zilettē ſobe jedesmol ſchöö ſechs Füeß ganz ordli z'zele ond z'schribe, jedesmol ſechs, kein meh, kein weniger innere Reihe, gäb's gad au dere Vers; probiers no, werſch mers denn glaube.

Aus obenſtehenden Versen wird man erſehen, daß das von Hans Zulliger im Novemberheft 1949 festgestellte Vorkommen altgriechiſcher Versformen in der Umgangſprache nicht nur für das Berndeutsch zu trifft, ſondern für die alemanniſchen Mundarten überhaupt gilt. Schon vor Jahrzehnten habe ich festgestellt, daß die ungezwungensten deutschen Hexameter ſich bei Hebel finden laſſen, ſo z. B. in den Gedichten „Der Karfunkel“, „Das Habermus“. Die Sache kommt nicht etwa daher, daß unſerm Hebel als Lehrer der alten Sprachen die alten Versformen am ſtärkſten „in Fleiſch und Blut übergegangen“ wären — das nämliche müßte ja z. B. für J. H. Voß noch in erhöhtem Maße gelten —,

sondern sie ist darin begründet, daß das sprachliche Gewand des Hexameters sich noch leichter unsern Mundarten anpaßt als dem Schriftdeutschen.

Um dies zu zeigen, hätte ich ebenso gut mit Distichen aufwarten können wie etwa den zwei folgenden, wovon das eine von der Kindererziehung handelt, das andere sich auf dem Gebiet unseres Nationalspiels, des Kreuzjasses, bewegt:

1. „Folg mer ond bis jetzt still ond hör mer us mit dim Müede!
Pörschli, was hani gseit? Wart, am End gets no Tätsch!“
2. „Aber wie chaascht jez du i dim Alter au no so tomm si!
Daas ischt scho no de Gipf: stehscht mettem Puur mer no 's Nell!“

*

Goethe stellt seiner Gedichtreihe „Antiker Form sich nähern“ die Frage voran:

„Stehn uns diese weiten Falten
Zu Gesichte, wie den Alten?“

Die Sache ist wohl kaum mit Sicherheit zu beantworten. Wir wissen nicht, ob jene Versformen bei den Griechen wirklich volkstümlich gewesen oder ob sie nur von den Gebildeten ausgekostet worden seien. Auf jeden Fall konnte damals und noch lange nachher, bis zur Erfindung des Buchdrucks, von einem volkstümlichen Lesestoff nicht die Rede sein.

Ich habe vor nicht langer Zeit gelesen, ein durch seine Tonkunst bekannter deutscher Dichter — dessen Name mir leider entfallen ist — habe den Hexameter grundsätzlich nie gebraucht. Das wäre wohl zu begreifen. Sonderbar aber ist seine Begründung: der Hexameter sei zu leicht, d. h. es brauche dabei zu wenig Geschicklichkeit. — Es ist ja wirklich gar nicht schwer, hie und da einen einzelnen metrisch guten Hexameter zu schreiben. Die Schwierigkeit stellt sich erst ein beim fortlaufenden Gebrauch zu einer größern Dichtung. Es ist mir keine einzige solche bekannt, die hier durchweg alle Fährlichkeiten überwindet. Eine besonders heikle Stelle ist der Anfang des Verses. Jeder richtige Hexameter beginnt mit einer betonten Silbe. Das ist ein arges Häklein. Unsere deutschen Sätze fangen meistens mit einer unbetonten Silbe an:

„Auf einem stillen Seitenplätzchen . . .“
„Er hinterließ seiner Witwe . . .“
„Besagte Kinder aber zeigten . . .“

Schon der zehnte Vers in der „Luise“ von J. H. Voß, also des deutschen Dichters, der von allen die größte Zahl von Hexametern geschrieben hat, beginnt so:

„Mit lehrreichem Gespräch“

Die natürliche Betonung wäre $\text{---} \text{---}$. Man muß aber betonen $\text{---} \text{---} \text{---}$, wenn ein Hexameter draus werden soll. Die Idylle „Der alte Baum“ von J. M. Usteri beginnt:

„In dem heimlichen Stübchen . . .“;

ja in Schillers Distichon

„Im Hexameter steigt des Springquells flüssige Säule,

Im Pentameter drauf fällt sie melodisch herab“

zeigen gleich beide Verse den Mangel, daß sie mit einer unbetonten Silbe beginnen. In allen größern Hexameterdichtungen, auch in solchen der größten Meister, stößt man jeden Augenblick auf derartige Stellen, nicht nur am Anfang des Verses, sondern auch im Innern: man muß in etwas unnatürlicher Weise betonen, um der Forderung des Verschemas, $\text{---} \text{---} / \text{---} \text{---} / \text{---} \text{---} / \text{---} \text{---} / \text{---} \text{---}$ (wobei die ersten vier Füße auch --- lauten können), zu genügen; das ermüdet auf die Dauer.

Eine weitere Schwierigkeit liegt darin, eine zu große Einförmigkeit zu vermeiden. Es ist darauf zu sehen, daß die Verteilung der zweisilbigen --- und der dreisilbigen Versfüße $\text{---} \text{---}$ wechsle, daß die Hauptakzente und die melodischen Höhepunkte richtig abgemessen werden und daß die Einschnitte nicht immer auf die nämliche Stelle fallen. Endlich ist noch darauf zu achten, daß nicht allzu regelmäßig ein Vers mit einer Saheinheit zusammenfalle. Aus alledem ist zu ersehen, daß eine größere Hexameterdichtung ganz bedeutende Schwierigkeiten mit sich bringt, so starke, daß kein einziger Dichter darüber hinweggekommen ist.

Klopstock hat mit seinem „Messias“ dem Hexameter in der deutschen Sprache den Weg gebahnt, so daß Voß es wagen konnte, den Homer, den Vergil und den Ovid in der Original-Versform zu übertragen. Die damit erlangte Übung hat ihn dann auch ermuntert, eigene Dichtungen in Hexametern zu schaffen, und zwar nicht etwa Helden gesänge, sondern breitspurig-gemütsliche Darstellungen aus dem einfachen bürgerlichen Leben. Unter diesen Idyllen finden sich auch einige in Plattdeutsch. Die bekannteste schriftdeutsche ist der „Siebzigste Geburts-

tag". Ja der sprachgewandte Mann schrieb sogar eine Art bürgerlich-idyllisches Epos „Luise“. Dieses Werk machte nicht geringes Aufsehen, gewann auch den Beifall Goethes und regte den großen Dichter an zu „Hermann und Dorothea“. Nun war der Damm gebrochen: Es ergoß sich eine wahre Flut von Hexameter-, zum Teil auch Distichondichtungen über das Land. Es entstand eine eigentliche Hexametermode. Wie es bei solchen Modeströmungen geht, trat schließlich, vor allem wegen der vielen schwachen Leistungen ziemlich gleichförmiger Art, eine Übersättigung ein. Dies hatte zur Folge, daß auch etwas verspätet erscheinende bessere Werke dieser Art — z. B. von Mörike — nicht mehr recht zur Geltung kamen, etwas veraltet wirkten. Es war dann wie eine Erlösung, als gerade Mörike in seinem „Alten Turmhahn“ einmal einen andern Idyllenton anschlug.

Zu den Spätlingen der Hexameterdichtung gehört auch Fr. Hebbels „Mutter und Kind“. Trotz dem sehr schönen Gedankengehalt und seiner guten dichterischen Gestaltung ist das Werk nicht recht durchgedrungen. Freilich sind viele einzelne Verse darin metrisch mangelhaft; aber auch wenn alle gut wären, so würde das die Sache nicht retten: die Zeit dieser Dichtungsweise war schon damals vorbei, und heute bekommt das bedeutendste Werk dieser Art, „Hermann und Dorothea“, die Abneigung bereits zu spüren.

*

Die berühmtesten und ältesten Hexameterdichtungen, von Homer und von Vergil, sind Heldengesänge, und wirklich eignet sich das Versmaß sehr gut für solche Stoffe, auch in der deutschen Sprache; man denke etwa an Verse wie:

„Ihm antwortete drauf der heliumflatterte Hektor.“ (Sl. XXII 232)
„Finster schaut' und begann der mutige Renner Achilleus.“ (Sl. XXII 260)
„Eos im Safrangewande vom Strom Okeanos hub sich.“ (Sl. XIX 1)
„Einst wird kommen der Tag, da die heilige Ilos hinsinkt.“ (Sl. VI 448).

Der deutsche Hexameter weiß aber auch einfache Geschehnisse mit einem poetischen Reiz zu umgeben. Sind sie nicht schön, die Verse am Schluß des dritten Gesangs der Odyssee in der zweiten Fassung der Übersetzung von Voß:

„Als die dämmernde Eos mit Rosenfingern emporstieg,
Rüsteten beid' ihr Gespann und betraten den prächtigen Wagen,

Lenkten darauf aus dem Tor und der dumpfsumtönenden Halle.
Treibend schwang er die Geißel, und rasch hin flogen die Rosse."

Ja der Hexameter ist fähig, auch das Zarteste, Lieblichste zum Ausdruck zu bringen, wie dies der rührende Abschied Hektors von Andromache zeigt (Il. VI 391—496). Die Stelle ist zu lang, als daß ich sie hier wiedergeben könnte; ich möchte aber jeden Leser bitten, sie selber nachzuschlagen.

Wenn der Hexameter nicht eigentlich volkstümlich geworden ist, so liegt es nicht daran, daß die deutsche Sprache zu wenig biegsam und formbar wäre, um ihn richtig zu bilden. Im Gegenteil ist sie gerade wegen ihrer Fähigkeit zu bewundern, in dieser alten Versform ebenso wohl das Alltäglichste als das Zarteste und Pathetisch-Schwungvollste auszudrücken. Man denke an die Stufenleiter von den prosaischen Zeilen am Anfang dieses Aufsatzes bis zum ersten Vers der Messiaade:

„Sing, unsterbliche Seele, der sündigen Menschen Erlösung.“

Die Hauptursache liegt darin, daß nun einmal, im Gegensatz zu Klopstock, das deutsche Volk den Endreim als besonders wichtiges Kennzeichen des Verses empfindet. Dann rächt sich auch der bei manchen Dichtern bestehende Mangel an Sorgfalt beim Bau der Hexameter: Der Dichter hat den Versrhythmus im Kopf und paßt im Gedanken die Betonung der Worte diesem Schema an. Er glaubt nun, einen metrisch guten Vers geschrieben zu haben. Für den Leser stellt sich die Sache aber ganz anders. Er liest für sich die Worte zunächst in der natürlichen Betonung, muß sich dann aber alle Augenblicke umstellen und sieht sich vor die mühsame Aufgabe gestellt, versmäßigt zu lesen. Es wäre Sache des metrisch feinfühlenden Dichters, ihn durch wirklich genau abgewogenen Versbau dieser Anstrengung zu entheben.

Endlich ist noch folgendes zu bemerken: Der Hexameter ist seiner Natur nach besonders für etwas größere, breit-epische Gedichte geeignet. Nun besteht aber seit langem nicht nur beim einfachen Volke, sondern auch unter den sprachlich Gebildeten durchaus eine Abneigung gegen das Lesen von großen Versdichtungen. Alte Epen, wie z. B. das Nibelungenlied, sind auch nach ihrer Wiedererweckung nur von wenigen wirklich vollständig gelesen worden, und auch kein einziges allgemein deutsches oder auch schweizerisches Epos ist durchgedrungen. Wer liest

z. B. heute den „Divico“ von Jos. Anton Henne, den „Ulrich Zwingli“ von A. E. Fröhlich, „Die Enkel Winkelrieds“ von Salomon Tobler oder auch nur die größern schweizergeschichtlichen Gedichte von R. G. J. Sailer, J. J. Reithard, Rob. Weber, A. L. Follen, H. Cramer, Jakob Kübler? Keines dieser Werke braucht den Hexameter; so kann man also durchaus nicht das Versmaß für diese Zurücksetzung verantwortlich machen. Freilich, mit dem Hexameter wären sie noch weniger zu retten gewesen*.

Allgemein: Wenn sich altgriechische Versmaße auch ganz wohl einzeln in unsere deutsche Sprache einkleiden lassen, so können fortlaufende Gedichte darin doch nie ganz volkstümlich werden. Aug. Schmid.

Dass sich neben dem Berndeutschen auch andere alemannische Mundarten für den Hexameter und auch für den mit ihm zum Distichon vereinigten Pentameter eignen, dafür hat uns eine Zürcherin Beispiele geliefert:

Im Laden: „Läckerli hettid Sie gern und vissicht grad au es Pack Tirggel?“ — „Aber natürlí, prezis, nu na die hämer gfehlt.“

Unter Schwestern: „Schüüli ha-n-i mi gfreut geschter z'abig!“ — „So, so, jä 's Rägeli heb sich verlobt! 's Hochsig seig scho im April!“ [warum däm?] —

Es stürmt: „Los au, wie's chunited und stürmt, wie d'Feischter tüend rüttle und Heiri, gang, hänk mer si ii, wil fuscht am Änd eis verheit!“ [cheßle]

Winterabend: „Chumm, jez wämmer doch hei; es dunkt mi, es fangi a schneie.“ — „Nei, das cha doch nüd sy; 's wär doch fuscht gar nüd so chalt.“

Der Sprößling: „Zeuslet hät er, de Bueb, du muescht jez halt gwüß mit em — „Scho wider? Jez isch es gnueg. Bring en nu weidli zu mir!“ [rede.]

Die Mutter zum Kindlein: „Lueg au mis Bäbeli a, wie's de Muesueli ** wider Mei, du tuusigi Chrott, d'Fize fött me der gäh!“ [verträlet.]

In der Schule: „Chinde, jez müend er i rode, fuscht lüütet hald wider d'Glogge.“ — „Fröilein, die Sätz han-i gmacht, dörf i grad wider hei?“

Auf der Straße: „Nei, was häscht du für en Huet! Das Gfatterlizüg isch schint's — „Gäll, fascht zum Geuze gseht's uus; aber was wottsch? — vo Paris!“ [Mode?]

* Scheffels 1854 erschienener „Trompeter von Säckingen“ hat selber noch zahlreiche Auflagen erlebt und viele Nachfolger gefunden; die größten neuern Versdichtungen, Spitteler's „Olympischer Frühling“ und „Prometheus der Dulder“, werden sich kaum zur Volkstümlichkeit durchsetzen, aber nicht nur des Verses wegen. St.

** Muesueli: der Geiferlaß.

Die Mutter zum Kind: 's Blüze macht der na Müeh, gäll, 's dunkt di, du möch-
Nu, so nimm d'Lismete det, 's Zäinli staht grad näbet dir." [tischt gern ruebe;
B. Elisabeth Binder

Aus der „Schweizer Illustrierten“ führt jemand den Sechsfüßler an:
„Säg, bisch du würkli verliebt i dä Laschtwageschofför?“ — „Chasch tänke!“
Tadellose Hexameter in ganz volkstümlichem Stil finden sich auch
zahlreich in Martin Usteris Mundartidyllen, z. B. im „Vikari“. Der
Frau Pfarrer wird auf den nächsten Tag Besuch angesagt, und sie
klagt der Köchin, die findet, das habe noch Zeit:

„Was Zyt? Mer müend grad a d'Arbet,
Choche, süüden und brate!“ — „Und was, Frau Pfarrerin?“ — „Ebe!
Ebe was? — ich gschlagni Frau! Reis Chräbsli! Reis Fischli!
's Entli händ mer hüt g'esse — und euseri Tüübli der Marder;
d'Hüener leged jez nüd — de Karfiol isch nüd grata!
D'Höckerli sind verbij, und d'Böhnli sind no wie Nadle!
D, ich gschlagni Frau!“ — „Ü bitti! das wird si wol mache.“

*

Wir kehren zum Ausgangspunkt zurück: zu Zulligers Erwähnung von Albert Meyers berndeutscher Homerübersetzung. Meyer selbst, Lehrer in Buttenried (Amt Laupen), erzählt im „Schweizerischen Gutenbergmuseum“ (1942, Nr. 2), wie er dazugekommen sei: wie er als Zwölfjähriger mit den trojanischen Sagen bekannt geworden, wie ihn dann Vossens Homerübersetzung begeistert habe, wie er ganze Abschnitte auswendig lernte, alle ihm zugänglichen Bücher über Homer las, die Vossische mit andern deutschen, aber auch anderssprachigen Übersetzungen verglich, Homerausgaben sammelte vom griechischen Urtext bis zu russischen und arabischen Übersetzungen, wie er Griechisch lernte und schließlich das Bedürfnis fühlte, seinen geliebten Homer in sein geliebtes Berndeutsch zu übertragen. Für den „Sprachspiegel“ schreibt er uns:

„In der November-Nummer 1949 brachte der „Sprachspiegel“ eine Einsendung von Hans Zulliger, in der ohne mein Dazutun auf meine berndeutsche Homerübersetzung Bezug genommen wurde. Es freut mich, daß Hans Zulliger rund dreißig Jahre nach mir ebenfalls die Feststellung machen kann, daß der Berner sich vielfach unbewußterweise in Hexametern ausdrückt. Nie war ich im geringsten im Zweifel darüber, daß sich der Sechsfüßler dafür eigne, auch wenn es jünftige Wendrohrläufer an der Sprachfeuersprize lange Jahre nicht wahrhaben wollten.“

Meine Beobachtungen auf Straße und Spielplatz, im Eisenbahnhzug und in Gemeinde- wie Genossenschaftsversammlungen hatten es genügend erhärtet, daß der Hexameter für das Berndeutsche nichts Wesensfremdes ist, sondern ein Stück des lebendigen berndeutschen Ganzen.

Was mir in meiner berndeutschen Übersetzungsarbeit am meisten zu tun gab und für mich ein ernsthaftes Anliegen war, bestand darin, der sogenannten homerischen „Metapher“ einen ebenbürtigen bildhaften berndeutschen Ausdruck gegenüberzustellen und auf dem Weg zur homerischen Seele den rechten Rank zu finden, dem Worte Homers den besten und passendsten „Träf“ zu geben.

Eigentlich wollte ich mich in meiner Lebensaufgabe, Homers Werk berndeutsch zu kleiden, nicht mit zweitrangigen Fragen einlassen, bevor ich wenigstens die ganze Odyssee berndeutsch unter Dach gebracht hätte, ähnlich dem Bauer, der in der Hast der Erntearbeit einzigt und allein darnach trachtet, seine Weizenfuder vor dem nahenden Wetter (für mich der Tod) heil einzubringen. Aber die Fragen an Hans Zulliger* machten nun doch eine Antwort meinerseits nötig, obwohl sie mir im Grund der Seele zuwider ist, weil das Anliegen der Frager am Wesentlichen, was „Homer — bärndütsch“ dem bernischen Volke bringen und bieten will, vorbeischiebt und viel mehr Freude an einer Versfußturnerei verrät, als wünschenswert ist.“

Was Meyer dem bernischen Volke mit seinem Homer bringen will, davon sendet er uns als Kostproben den Anfang des 5. und den 6. Gesang der Odyssee. Der Raum gestattet uns leider nicht, längere Stellen abzudrucken; doch vermitteln auch schon kürzere einigermaßen den Reiz.

Däwäg nuckt er dert y, der göttlech Dulder Odüsseus,
gäj überno vom Schlaf u der Müedi. Aber d'Athene
geit iz landy zum Stadtptiet vo de phaiakische Manne ...
Däm sym (dem Alkin) Balascht iz nahet d'Göttin Athene, wärweiset,
wi si däm wärten Odüsseus zur Heisfahrt chönnti verhälse.
Geit druf stracks are prächtigusgstaffierete Stube
zue, wo d' Naujikaa schlaft, äm Chünig sys härzigi Meitschi.
d'Tochter isch's vom Alkin, a Wuchs de Götteren ähnlich...
Lybshalb glynkt si (Athene) der Tochter vom meerfahrtgwaglete Dümas.

* nämlich: ob er Aussprüche in berndeutschen Hexametern wüßte und ob er A. M. zur Odyssee-Übersetzung angeregt habe.

Dere ganz ähnlech redt iz em Zeus sy scharfägegei Tochter:
„Aber Meitschi, het ächt dy Mueter nid besser di gwanet?
Hootschig laascht du di schönschi Wösch desume la lige...“
Usgredt flüügt si dervo, am Zeus sy scharfägegei Tochter,
grad zum höchen Olümp, zum ewige Hei vo de Götter.
Nie erhudlet ne Sturm und ekeinisch nekt ne der Räge,
deckt ne flockige Schnee. Bloß heiteri Bläui umgitt ne...

Zuerst befremdet es uns natürlich, die wir literarisches Berndeutsch nur aus der Welt Gotthells oder von Tavels kennen, im zeitlich und räumlich so fernen Griechenland sprechen zu hören; doch das ist Sache der Gewohnheit; sonst könnte man ja die schönen biblischen Geschichten auch nicht schweizerdeutsch erzählen. Und klingt es nicht reizend, wenn die phäakische Königstochter Nausikaa als „am Chünig sys härzigi Meitschi“ vorgestellt wird und ihren Vater fragt: „Ätti! täätsch mer e Gfalle u ließisch e Wage la rüschte?“ Wie schön muß es auf dem Olümp sein, den „nie ne Sturm erhudlet“, „bloß heiteri Bläui umgitt“. Zweifellos gelingt es dem Übersetzer, die alten Griechen seinen Bernern nahezubringen. Aber ohne sprachliche Gewaltsamkeiten geht es doch nicht ab, und es ist nicht jedermann's Sache, alle diese berndeutschen Neuschöpfungen zu kosten wie Zeus, „de Wulcheversammler“, Poseidon, „der ertöbtlig Ärdeschüttler“, der „leiderfahrnig Odüssseus“, „der meerfahrtgwaglete Düimas“, das Meer mit „de wättersturmgsleete Wälle“ und „de wällespielgwanete Bögel“. Würde je ein Brencli einem Fremden versprechen, ihm „'s Hus vo mym verständige Batter z'zeige“? oder ihre Mägde anreden: „Dihr liebe wyßarmige Meitschi“? Das ist nur lautlich, nicht psychologisch berndeutsch. Solche schmückenden, nur schmückenden Beiwörter sind der echten Mundart fremd. Völlig unbehaglich wird einem, wenn Hermes „der Sieger übere riesigen Argos“ genannt wird. Es ist ja schon merkwürdig, daß das Schweizerdeutsche, die Sprache der Sieger in so vielen Schlachten, eigentlich gar kein Wort hat für „Sieg“. Von diesem Ausdruck sagt das Schweizerdeutsche Wörterbuch, er sei „nur schriftsprachliches Lehnwort, der eigentlichen Volkssprache fremd“ — und so ist es noch heute. Gesprochen wurde es im Deutschen immer mit langem i; wie fremd es uns ist, sieht man schon daraus, daß man es gelegentlich mit ie sprechen hört, wie wenn es reimte auf „Chrieg“. Ist Hermes nun der „Syger“ (das mundartliche lange i wird gewöhnlich mit y wiedergegeben) oder der „Siäger“? Und wer nicht

weiß, daß Argos ein Riese war, weiß nicht, ob er „rysig“ oder „riäsig“ lesen soll.

Als Versuch ist diese Homerübersetzung ein verdienstliches und fesselndes Werk, das seine eigenen Reize hat; es überzeugt aber nicht von einem Bedürfnis nach mehr derartigen Versuchen. Das soll niemand abhalten, die diesen Winter bei Francke als Teil der „Odyssee — Bärndütsch“ erscheinende „Fahrt i d's Phaiakeland“ zu genießen. Hoffentlich aber erscheint auch Albert Meyers reizendes berndeutsches Idyll „Ds Martinisümmerli“; da spürt man, wie er sich frei bewegt, daß er in dieser Welt wirklich daheim ist.

Deutschwallis — heute

Ein Blick auf die Karte zeigt, daß wir im Süden und im Westen an romanisches Sprachgebiet stoßen. Das Oberwallis ist Grenzland deutscher Sprache und Kultur, vielerlei freundnachbarlichen Einflüssen ausgesetzt, die auf das Sprachbild abfärbten und fremdartige Töne hineinragen.

Da sind einmal die Italiener, welche scharenweise ins Wallis kamen, als durch den Simplon das große Loch gebohrt wurde. Besonders Naters war während des Tunnelbaus stark von Italienern besetzt; für sie wurde eine italienische Schule eröffnet, die heute noch besteht. Nach dem Durchstich wurden viele Italiener bei uns sesshaft. Sie betätigten sich als Bauleute, in Handel und Gewerbe. Ihr Einfluß auf unsere Schrift- und Umgangssprache blieb bescheiden; denn erfreulicherweise eigneten sie sich ziemlich rasch unsere Mundart an, so daß nur wenige italienische Ausdrücke in unsern Wortschatz eindrangen. So das „Gütti“ (coltello), das die Buben in der Hosentasche tragen, das „Botscha“ (boccia), womit sie im Frühjahr Marmel spielen, das „Tschau“ (ciao), womit sie sich begrüßen, oder hie und da eines der bekannten südlichen Kraftwörter.

Unvergleichlich stärker ist die Einwirkung, welche von der französischen Schweiz ausgeht.

Da beherbergt Lausanne unsere Kreisdirektionen von Bahn und Post. An den Schaltern unserer Talgemeinden standen deshalb bis vor kurzem meist Beamte welscher Zunge. So gewöhnten sich unsere Ober-